

Kim Kestner

Zeitrausch

SPIEL DER GEGENWART

i m .
p r e
s s

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2014

Text © Kim Kestner, 2014

Lektorat: Marion Lembke

Umschlagbild: shutterstock.com / © FooTToo (Haus) / © Cvijun (Inneres der Uhr) / © ISebyI (Zifferblatt)

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-64660-061-2

www.carlsen.de

Kim Kestner
Zeitrausch
SPIEL DER GEGENWART

i m .
p r e
s s ●

Ich bin Alison Hill. Ich treffe meine Entscheidungen selbst. Ich werde keinen Kampf an Sven Oskars Stelle führen. Und ich werde hiernach nie wieder in die Geschichte eingreifen, ich werde endlich meinen Frieden finden, denn sie alle werden glauben, ich sei tot.

1. KAPITEL

MITTE JANUAR 1853

Kalifornien



Die kalte Nachtluft wirkt wie ein Kübel Wasser, der mich aus einem wunderbaren Traum reißt. Eben noch habe ich einen Blick in die Zukunft geworfen. In meine Zukunft. Es hätte auch die einer anderen Alison sein können, die ich habe heiraten sehen, eine aus den unendlich vielen parallel existierenden Realitäten. Aber so war es nicht. Die Braut, mein älteres Ich, zwinkerte mir zu, kurz bevor Sven Oskar mich wieder in die Vergangenheit riss. Sie wusste von meinem Erscheinen, da es Teil ihrer Erinnerungen war. Sie und ich sind dieselbe Person, was bedeutet: Ich werde Kay heiraten!

Nichts anderes zählt mehr.

Sven Oskar lässt meine Hand los und wendet sich mir zu. Ich erahne nur seine dunkle Silhouette in der sternenlosen Nacht.

»Ist das eine Perspektive für dich? Grund genug, darum zu kämpfen?«, fragt er. Seine Stimme zittert leicht.

»Sie meinen, wieder in die Geschichte einzugreifen?«

»Ich meine, zu verhindern, dass Zeitreisen überhaupt möglich sein werden, *Top The Realities* sich derart menschenverachtend entwickeln wird, Menschen sterben müssen, damit der Unterhaltungswert der Show groß genug ist. Dieser ganze Rattenschwanz muss an seiner Wurzel abgetrennt werden. Nur dann kann es auch eine Zukunft für dich, für euch, geben. Verstehst du, Alison?«

Ich schüttle schweigend den Kopf, bis mir klar wird, dass Sven Oskar meine stumme Antwort in der Dunkelheit nicht sehen kann. »Das alles hier ist nicht mehr mein Problem. Sie haben es selbst gesagt, oder? Ich bin frei.«

»Dass du durch die Zeit springen kannst, bedeutet nicht, dass du frei bist«, antwortet Oskar. »Du kannst dir sicher sein, sie, die Ports –«

»Ports?«

»So werden die Männer titulierte, die dich verfolgt haben. Eine aus dem Boden gestampfte Söldnertruppe. Ich habe am Rande mitbekommen, wie die Regierung meiner Zeit massenhaft Männer anwarb. Vom Militär, der Polizei, sogar von privaten Wachdiensten. Ein überaus gut bezahlter Job. Jedoch, was Zeitreisen betrifft, dürften sie nur eine mangelhafte und sehr kurze Ausbildung genossen haben. Trotzdem, jeder von ihnen weiß, wie man tötet. Und das werden sie. Dich jagen und töten, so ungern ich es sage.« Oskar berührt meine Schulter, drückt sie leicht. »Alison. Du musst bald handeln. Sehr bald. Sei überraschend. Tue nichts, was sie erwarten könnten.«

Ich wende mich ab. Ich kann Oskars Gerede über meinen einsamen Kampf gegen eine Übermacht aus der Zukunft nicht mehr hören und versuche auch nicht mehr zu verstehen, wieso ich tun sollte, was er mir prophezeit, denn es wird nicht so kommen. Es liegt in meiner Hand. Wenn ich die richtigen Entscheidungen treffe, löst sich das, was er zu wissen meint, für mich auf. In einfachen Worten: Ich werde niemals versuchen Zeitreisen zu verhindern! Es gibt immer eine Alternative. Meine Alternative wird der Freitod sein. Natürlich werde ich mich nicht wirklich umbringen. Ich bin kaum in der Lage, mich selbst zu verletzen, obwohl ich es schon musste, aber niemals würde ich mir tatsächlich das Leben nehmen. Aber ich werde die Ports, *Top The Realities*, Wum Randy, sie alle glauben lassen, dass ich Suizid begehe. Es wird vor ihren Augen geschehen. Meine Show wird ihre bei weitem toppen und wenn sie mich tot glauben, werden sie keinen Grund mehr haben mich zu verfolgen. Der Störsender an meinem Handgelenk verschleierte das Signal meines Markers. Niemand wird feststellen können, ob ich noch lebe.

Wenn mein Plan gelingt, kann ich endlich, endlich zu Kay portieren und dann werden wir unsere Zukunft neu schreiben. Und mein Plan wird gelingen. Denn anders ist es nicht zu erklären, dass ich uns habe heiraten sehen. Meine Familie und Freunde waren dabei. Niemand wirkte so, als drohe noch eine Gefahr. Wir alle sahen gelöst und glücklich aus.

Ich seufzte bei dem Gedanken an das, was ich vorhabe. Es bedeutet ein großes Opfer. Nicht für mich, sondern für Kay, der mit dem Glauben an meinen Tod weiterleben muss. In diesem Fall wird sich eine Vorsehung erfüllen. Mein Tod ist bereits Teil seiner Vergangenheit. Er steht quasi fest. Kay hat mir vor über zwei Jahren gesagt, er habe mich sterben sehen. Ich hätte mir vor seinen Augen den Marker herausgeschnitten, was mich das Leben gekostet hätte.

Und genau so wird es geschehen.

Ich werde einige Stunden zurückspringen, linear gesehen, zurück auf den Hügel, zu unserer Hütte, genau in den Moment, da unzählige Ports mich umbringen wollten. Diese Arbeit werde ich ihnen jetzt abnehmen. Doch um wirklich glaubhaft zu sein, muss ich es in Kays Nähe tun. Ich werde den Moment wählen, da er im Sterben lag. Blutüberströmt auf der Wiese, einen Speer in seiner Brust, kaum noch bei Sinnen. Ich werde den Ports weismachen, ich könnte ohne Kay nicht mehr leben und das Messer an meinen Marker setzen. Tatsächlich aber werde ich eine mit Blut gefüllte Tierblase zerstechen und gleichzeitig ein sehniges Stück Fleisch des Tieres lösen, so dass es so wirken wird, als sei es ein Teil von mir. Genau der Teil, mit dem der Marker verwebt ist. Im gleichen Augenblick werde ich von dort wegportieren. Mich in Luft auflösen, denn ich bin mir ziemlich sicher, dass der tote Körper eines Zeitreisenden in seine Realität und ursprüngliche Gegenwart zurückkehrt.

Um wirklich Gewissheit zu haben, werde ich Sven Oskar danach fragen müssen, ohne dass er Verdacht schöpft. Und dann werde ich endlich frei sein! Wirklich frei.

Kay jedoch wird einen hohen Preis für diese Freiheit zahlen. Er wird, kurz nachdem ich letztmalig den Hügel voller Ports verlassen habe, zurück in die Zukunft portiert und medizinisch versorgt werden, nur um kurz darauf Teil der 31. Staffel von *Top The Realities* zu werden. Zwei Jahre lang. All die Zeit wird er überzeugt sein, ich sei tot, für mich hingegen werden nur Sekunden vergehen, bis ich ihn nach diesem Martyrium aufsuchen und die erlösenden Worte sagen kann: »Ich bin hier. Ich lebe.«

Aber bevor ich mir mein Messer zurückhole, muss ich Oskar die Frage stellen. Von ihrer Antwort hängt alles ab. Ich drehe mich um und suche in der Finsternis nach ihm. »Mr. Oskar?«

»Was hast du jetzt vor?« Die Stimme kommt aus der Richtung des umgekippten Baumstamms. Ich folge ihr.

»Würde das Wissen um das Wie und Was das Resultat verändern?«, frage ich, während meine Füße sich vortasten.

Sven Oskar lacht leise. »Du schlägst mich mit meinen eigenen Worten.«

Mein Zeh stößt gegen den Stamm. Ich suche mit der Hand nach ihm und setze mich neben Oskar. Es ist kalt. Wind zieht auf, verfängt sich rauschend in den Baumkronen und erste Regentropfen streifen meine Haut. Es wird Zeit, die Frage zu stellen.

»Eine Sache verstehe ich noch nicht«, sage ich unvermittelt, so als sei es mir gerade erst eingefallen. Oskar soll auf keinen Fall merken, wie wichtig mir diese Information ist.

»So? Nur eine?«

»Bei meinem zweiten Zeitsprung bin ich in die Zukunft portiert. Nur eine Woche vielleicht und da habe ich gesehen, wie Kay starb.«

»Und du hast ihm das Leben gerettet, vielmehr eine Variante geschaffen, in der er lebt.«

»Ja, aber darum geht es nicht. Es ist – es war irgendwie merkwürdig. In den letzten Sekunden, bevor ich zurückgezogen wurde, da war er plötzlich weg. Sein toter Körper, meine ich.« Eine direkte Frage vermeide ich. Es wäre

zu auffällig.

»Nun«, meint Oskar und ich erahne, dass er eine ausladende Geste macht. »Mit dem Hirntod stirbt auch die neurale Verbindung zu dem Marker, wenn ich es so salopp ausdrücken darf. In diesem Augenblick kehrt der Leichnam in seine ursprüngliche Zeit und Realität zurück. Ein ernsthaftes Problem, das wir zugegebenermaßen noch nicht gelöst haben. Der Marker zerfällt zwar wenig später durch den biochemischen Verwesungsprozess, aber die Gefahr, dass unvermittelt eine Leiche auftaucht und der Marker während einer Obduktion beispielsweise studiert werden kann, besteht. Wir haben – Herrgott! Ich vergesse immer wieder, dass mich diese Dinge nichts mehr angehen.« Er seufzt hörbar. »Die Wissenschaft fehlt mir als Einziges in dieser Zeit, weißt du? Manchmal juckt es mich, hier und da einzugreifen, die Entwicklung ein wenig voranzutreiben.«

Ich antworte nicht. Oskars Sehnsüchte sind mir gleichgültig. Der Regen wird plötzlich stärker. Wasser läuft mir in den Nacken, aber ich bin nur noch eine Frage davon entfernt diesen Ort zu verlassen. Es führt kein Weg daran vorbei sie direkt zu stellen und ich kann nur hoffen, dass Oskar erst begreift, was ich vorhabe, nachdem er geantwortet hat. Ich versuche meiner Stimme etwas Beiläufiges zu verleihen, innerlich jedoch zittere ich so sehr, dass ich sicher bin, er wird merken, was ich Ungeheuerliches beabsichtige.

»Ist es auch umgekehrt so? Stirbt auch das Hirn, wenn der Marker zerstört wird?« Mein Atem geht jetzt schneller. Zum Glück übertönt der Wind meine hörbare Aufregung.

»Na ja, so leicht lässt sich ein Marker nicht zerstören«, erklärt Oskar ohne Argwohn. »Man müsste ihn geradezu herausschneiden oder gleich die ganze Hand abtrennen. Eine grausige Vorstellung, ich weiß, aber theoretisch wäre es so. Es käme dann zu einer Art Kurzschluss. Die Synapsen würden regelrecht durchbrennen. Man kann sich das folgendermaßen vorstel... Moment mal, wieso fragst ... Alison? Nein! Du darfst nicht –«

Oskar grabscht nach meiner Hand, aber es ist zu spät. Die Bilder in

meinem Kopf sind schon entstanden: das Messer, wie es aus meiner Hand gleitet, der Stab, die Waffe der Ports, die meinen Nacken streift, mein Körper, der daraufhin willenlos zusammensackt. Und jetzt genügt mein Entschluss, um mich wieder in die Vergangenheit zu tragen. Mitten in das Schlachtfeld.

»Danke«, sage ich schnell, einen Wimpernschlag später ist es taghell.

Kurz wundere ich mich darüber, dass es funktioniert hat, ich wieder portiert bin, ohne meine Arme zu kreuzen, einfach nur durch meinen Willen. Es war genauso leicht, wie die Hand zu heben, um sich an der Nase zu kratzen.

Doch noch bevor ich ergründen kann, wieso es mir gelungen ist, höre ich direkt hinter mir einen wütenden Schrei. Ich springe zur Seite. Eine andere Alison jagt schwer atmend an mir vorbei, brüllt: »Hey, ihr Arschlöcher! Ich bin hier!«

Fünf Ports setzen ihr nach. Sie alle sind gleich gekleidet: schwarzer Anorak, schwarze Hose, schwarze Armeestiefel, die das Gras unter ihren Füßen niedertrampeln. Ich stehe mitten auf dem lang gestreckten Hügel, ziemlich genau zwischen dem höchsten Punkt und der Rundhütte, die im Tal inmitten einiger Bäume steht. Es regnet und überall sind Ports.

Erst wenige Sekunden müssen vergangen sein. Noch habe ich nicht gefunden, was ich suche, und schon steuern die ersten Söldner auf mich zu. Ich achte nicht auf ihre Gesichter oder ihre Bewaffnung, sondern suche hektisch den matschigen Boden nach dem Messer ab. Regen verfängt sich in meinen Wimpern. Mit dem Handrücken wische ich über sie, drehe mich im Kreis. Das Stampfen der Stiefel ist von überallher zu hören und wird immer lauter. Es klingt bedrohlich, so als wenn eine Horde Büffel auf mich zukäme.

Als ich aufsehe, ist ein Port nur noch zehn, vielleicht zwanzig Meter entfernt. Mit angewinkelten Armen stürmt er den Hügel hinauf. Scheinbar spürt er keine Anstrengung. Scheiße! Das Messer müsste hier sein. Ich weiß, ich habe es fallenlassen. Ich weiß es!

Ich wirble um meine eigene Achse. Um mich herum tauchen immer andere Versionen meiner selbst auf, die laut schreiend in alle Richtungen rennen. Sie ploppen auf und verschwinden wieder, wie zerplatzende Seifenblasen. Ihnen bleiben ja nur neunzig Sekunden. Bald, sehr bald, werde ich die einzige Alison auf diesem Hügel sein und dann werden die Ports mich überrennen.

Plötzlich entdecke ich Kay. Er liegt nur wenige Meter entfernt von mir, ein Speer hat sich tief in seine Brust gebohrt. Seine Augen sind halb geöffnet. Schwarz gekleidete Beine springen über seinen blutüberströmten Körper, streifen den Speer und da stöhnt Kay so laut, dass ich selbst das Gefühl habe, ein Speer stecke in meiner Brust. Alles in mir schreit danach, die Vergangenheit zu ändern, Kay zu retten, ihn mit mir an einen sicheren Ort zu reißen. Aber die Geschichte muss sich erfüllen, damit mein Plan gelingt! Die Ports müssen überzeugt sein, ich wolle mir wegen Kays scheinbar unausweichlichen Todes das Leben nehmen!

Entschlossen balle ich die Hände zu Fäusten und suche Meter für Meter den Hügel ab. Wo verdammt ist das Messer?

Der vorderste Port hat mich gleich erreicht. Mir bleiben nur noch wenige Sekunden, bevor ich gezwungen sein werde zurückzuspringen, denn wenn sie mich erwischen, ist es aus. In dem Bewusstsein überkommt mich plötzlich eine Scheißangst. Ich atme furchtbar schnell, mir wird schwindelig und ich beginne, fahrig zu werden: renne, rutsche aus, rapple mich hoch, stolpere weiter, schlittere einige Meter den Hang hinunter, direkt auf einen weiteren Port zu. Unsere Blicke treffen sich. Seine Augen sind emotionslos.

Ich muss hier weg! Denn überleben werde ich nur, wenn ich flüchte, in eine andere Zeit springe. Aber ich brauche das verfluchte Messer! Es kann nur jetzt sein! In einer anderen Zeit meiner Vergangenheit ist das Messer für meine frühere Version nämlich genauso unverzichtbar.

Aber ich sehe es nicht! Nirgendwo! Nur Matsch und niedergetrampertes Gras und die Hütte, verschwommen unter dem Regenschleier, und vor allem

die Stiefel hunderter Ports.

Ohne meinen Willen entstehen Bilder in meinem Kopf: der Strand, das spielende Kind. Ich bin schon mal dort gewesen. Eine Kindheitserinnerung, mein Fluchtort. Schnell!

Ich schließe die Augen, atme tief ein. Ich kann es wieder versuchen. Hundertmal, wenn es sein muss.

Los! Weg hier! Jetzt!

Doch die Luft wird jäh aus meinen Lungen gepresst. Heftiger Schmerz tritt an die Stelle der Bilder, die mich retten sollten. Etwas hat mit ungebremster Wucht meinen Rücken getroffen. Ich reiße die Augen auf, fahre herum. Ein Port steht hinter mir, reißt den Stab aus seinem Anorak.

Ich war zu langsam. Oh Gott! Gleich werde ich mich nicht mehr bewegen können. Jeder Muskel meines Körpers wird erlahmen. Ich schüttele heftig den Kopf. Wie sinnlos. Als ob ihn das abhalten würde.

Wie in Zeitlupe sehe ich den Stab näherkommen, lasse mich fallen, um nur eine Sekunde mehr in diesem Leben zu haben. Mein Arm landet zuerst im Matsch, dann schlägt der Kopf auf und ich sehe bloß noch weitere Stiefel, die auf mich zu rennen.

Ich habe mich überschätzt. Meine Fähigkeiten.

Hochmut kommt vor dem Fall, denke ich noch, und lache auf. Wie bildlich. Zumindest liege ich schon und werde nicht durch meine erschlafften Muskeln niedergezwungen.

Doch der Schlag kommt nicht. Stattdessen fällt ein Messer auf den Boden. Mein Messer. Eine Armlänge entfernt liegt es auf der regendurchtränkten Erde. Ich grabsche danach. Meine Hände umschließen den Hirschhorngriff, noch bevor ich hochblicke.

Da stehe ich, mein um Stunden jüngeres Ich. Vollkommen entkräftet. Sie nimmt mich nicht wahr. Auch den Stab nicht, der mich treffen sollte. Ihr Körper fällt neben mir in sich zusammen. Der Kopf schlägt wie meiner auf die Erde, aber ihrer kippt willenlos zur Seite. Ich sehe ihr Gesicht nicht, nur

ihr Haar, dunkel und verfilzt, und aus den Augenwinkeln einen Regenbogen, der sich über das Meer bis zu einem mächtigen Mammutbaum in der Ferne spannt.

Die Bilder meines Fluchtorts drängen sich geradezu in meinen Geist zurück und einen Entschluss später umfängt mich Wärme.

Das war verflucht knapp! Ich ziehe scharf die Luft ein. Sie riecht nach Kiefern, mein Arm liegt jetzt in heißem Sand, in der Hand jedoch halte ich immer noch das Messer. Du meine Güte! Ich habe mehr Glück als Verstand gehabt.

Ächzend setze mich auf, um meine Rippen zu befühlen. Sie scheinen nicht gebrochen zu sein. Zum Glück! Den Schlag jedoch spüre ich noch immer. Ein stechender Schmerz, der von meinem Schulterblatt bis in meine Waden zieht, und ich unterdrücke ein Stöhnen, während ich umständlich auf die Füße komme.

Gut hundert Meter entfernt spielt ein Kind am Wasser. Ich weiß, dass ich es bin, im Alter von drei oder vier Jahren. Die Erinnerung an diesen Moment hat mich hierhin getragen. Meine jungen Eltern liegen im Schatten einer Kiefer und beobachten ihr Kind. Wie friedlich es hier ist.

Einen Augenblick kämpfe ich mit dem heftigen Bedürfnis, zu ihnen zu gehen, sie zu umarmen. Aber was sollte ich ihnen sagen? Hallo, ich bin eure Tochter, neunzehn Jahre alt und durch die Zeit gesprungen, weil eine Söldnerarmee aus der Zukunft mich umbringen will?

Nein, es ist besser, sie bemerken mich nicht. Außerdem wird jeden Moment ein weiteres Ich hier auftauchen. Denn erst gestern war ich hier, linear gesehen, um den Ports zu entkommen, Zeit zu schinden. Da waren meine Sprünge noch auf exakt neunzig Sekunden begrenzt. Dann hat mich eine unsichtbare Macht zurückgezogen und ich musste weiterkämpfen. Rennen und schreien und kämpfen, bis ich nicht mehr konnte, das Messer fallenließ und einer der Ports meinen Nacken mit dem Stab berührte, der alle

Muskeln erschlaffen lässt. Ich sank auf die Erde, sah den Regenbogen, den Mammutbaum an seinem Ende, und schaffte es mit der Kraft der Verzweiflung dahin zu portieren.

Dass Sven Oskar wirklich dort auf mich wartete, kann nur bedeuten, er muss den Regenbogen aus meiner Warte gesehen haben. Irgendwo zwischen den hunderten Ports muss er zumindest einige Sekunden verharret haben, um meinem um Wochen jüngeren Ich diese Information geben zu können. Er hätte mich auch einfach an der Hand nehmen, mich und Kay aus dem Schlachtfeld in eine andere Zeit ziehen können. Aber er will, dass ich leide, all diese schrecklichen Erfahrungen mache, um zu dem zu werden, was er mir immer wieder prophezeit: einer einsamen Kämpferin, die diesem grausamen Spiel ein Ende setzt.

Ich beschliesse, nicht mehr über Oskar nachzudenken. Ohnehin werde ich ihn nie wiedersehen. Zumindest nicht, wenn der nächste Schritt gelingt, ich ein geeignetes Tier erlegen kann, dessen Blut und Fleisch ich brauche, um meinen Tod glaubhaft vortäuschen zu können.

Das Messer und meine mit Matsch verdreckten Hände versuche ich an meiner Hose abzuwischen. Sinnlos. Sie ist genauso dreckig und schon steif von getrocknetem Schlamm. Ich werfe noch einen Blick auf das spielende Kind, dann drehe ich mich um und gehe tiefer in den Kiefernwald hinein. Niemand hat mich bemerkt und so soll es auch bleiben.

Für den nächsten Schritt werde ich mich besser vorbereiten. Er dürfte nicht weniger gefährlich werden und die Inszenierung meines Selbstmords muss die Ports überzeugen. Ich darf keinen Fehler machen, denn einen zweiten Versuch werden sie mir nicht abnehmen.

Mit jedem meiner Schritte spüre ich meine Erschöpfung ein Stück mehr. Wie lange bin ich schon ohne Schlaf? Dreißig oder vierzig Stunden? Ich weiß es nicht. Der ständige Wechsel zwischen Tag und Nacht bringt meine innere Uhr vollkommen durcheinander. Jetzt zumindest müsste es Mittag sein, die Sonne steht im Zenit und wirft ihre wärmenden Strahlen auf den mit

Kiefernadeln übersäten Boden. Wahrscheinlich wäre es vernünftiger einige Stunden zu schlafen. Aber ich bin mir sicher, dazu nicht in der Lage zu sein. Mein Herz schlägt auch jetzt noch viel zu schnell, um Ruhe zu finden.

Bald höre ich das Meer nicht mehr und kurze Zeit später treffe ich auf einen Schotterparkplatz. Ein Pickup steht einsam darauf. Dads Pickup. Wie von einem Magneten angezogen gehe ich auf ihn zu. Ich kann nicht anders. Ich muss ihn berühren.

Meine Finger streifen über das warme Blech, den senfgelben Lack, der in der Sonne glitzert. Der Wagen wirkt nagelneu. In vielen Jahren wird er voller Beulen sein und Rost. Ich schätze, Dad hat ihn gerade erst gekauft. Richtig, es war kurz nachdem sein Vater, mein Opa, starb ... 1999, also.

So nah war ich meinem Zuhause seit Wochen nicht mehr und plötzlich wird mir bewusst, dass mein Elternhaus nur wenige Kilometer entfernt ist. Ich bin ganz in der Nähe Mill Valleys! Nur zwei, vielleicht drei Stunden zu Fuß entfernt von meinem Zimmer, den wiegenden Baumkronen der Mammut, dem Gefühl von Frieden und Geborgenheit, dem Geruch von Sägespänen, der immer in der Luft liegt, wenn Dad in seinem Schuppen arbeitet.

Diese Erkenntnis raubt mir mehr Kraft als die vergangenen vierzig Stunden und auf einmal fühlen sich meine Beine bleischwer an. Ich darf nicht länger hierbleiben. Sonst schaffe ich es nicht mehr mich von diesem Ort zu lösen.

Ich reibe mir übers Gesicht, bis bunte Flecken vor meinen Augen tanzen, dann drehe ich mich um und überquere den Parkplatz, ohne nochmals zurückzublicken. Ich will nichts mehr fühlen, mich nicht mehr sehnen, und konzentriere mich ganz auf mein Ziel: die Jagd.

Nach wenigen Metern trennt eine schnurgerade Asphaltstraße die licht stehenden Kiefern von einem dicht bewachsenen Tannenwald. Ich warte, bis drei Autos vorbeigerauscht sind, und setze über.

Zwischen den hohen Tannen ist es merklich kühler. Moos überzieht flache Steine und überall wuchert Farn. Beides spricht für Feuchtigkeit. Es dürfte

also nicht schwer sein, eine Wasserquelle zu finden.

Immer weiter folge ich den Zeichen der Natur: stärker werdenden Gräsern, Sumpfdotterblumen, Schilfgras, Wasserlilien, die mich nach einer gefühlten Stunde tatsächlich zu einem Bach führen. Er ist weder breit noch tief und beinahe ausgetrocknet. Fische werde ich dort nicht finden, aber jedes Tier, das größer als eine Forelle ist, wird seinen Zweck erfüllen. Und wo Wasser ist, sind auch Tiere. Vor allem im Hochsommer.

Jetzt, da ich es sehe, spüre auch ich meinen Durst. Mindestens einen Tag lang habe ich nichts getrunken und bei meinem Kampf gegen die Ports sicherlich jede Menge Flüssigkeit verloren. Ich schlucke trocken. In meinem Mund sammelt sich kaum noch Speichel.

Kurz entschlossen knie ich mich auf das feuchte Moos und schöpfe Wasser aus dem Bach in meinen Mund. Es ist warm und braun und ich weiß, dass ich es abkochen sollte, aber falls es mich krank macht, werde ich es frühestens in einem Tag merken und dann werde ich entweder frei oder ohnehin tot sein.

Als ich meine keinen Tropfen mehr trinken zu können, suche ich mir einen armstarken Ast und schäle mit dem Messer erst die Rinde und danach so viel Holz ab, bis er fast wie ein Riesenlöffel aussieht. Dann beginne ich zu graben. Ich werde drei Fallen bauen: eine Steinfalle, eine Schlinge und eine Grubenfalle. Vor allem Letztere ist verdammt mühselig und ich fürchte, es wird mich den Rest des Tages kosten. Dann muss ich auch noch Köder finden.

Also gönne ich mir keine Pause, kratze, scharre und schaufle Erde und Steine aus, bis mein Arm schmerzt. Irgendwann stelle ich fest, dass es kühler geworden ist und die Tannen zunehmend längere Schatten werfen, und als sich das Wasser im Bach rot unter der Abendsonne färbt, bin ich endlich fertig.

Die Grube ist so lang und tief wie mein Arm, überdeckt von Schilfgras, ein nützliches Gewächs, aus dessen Fasern ich Seile für die anderen Fallen geflochten habe. Die Arbeit hilft mir nicht über das Bevorstehende nachdenken zu müssen.

Ich stehe auf, strecke meine Glieder und blicke mich um. Ich weiß, wo ich einfache Köder suchen muss, und nach kurzer Zeit habe ich unter loser Borke sieben fette Käferlarven gefunden, breche sie auf, so dass Blut und Schleim heraustreten, und spicke zwei meiner Fallen damit. Mit der Schlinge hoffe ich einen Hasen zu fangen, der nicht an Fleisch interessiert sein dürfte.

Gut. Jetzt muss ich nur noch warten.

Damit mein Geruch die Tiere des Waldes nicht verschreckt, gehe ich in die aufkommende Nacht hinein und rolle mich kurz vor der Dunkelheit in der Grube eines entwurzelten Baumes zusammen. Zum Glück ist es trocken und die Erde warm.

Jetzt, da ich nichts mehr zu tun habe, bin ich unendlich müde. Ich gähne laut. Jeder Zentimeter meines Körpers fühlt sich geschunden an. Egal. Mein Magen knurrt. Gleichgültig. Mein Geist ist so erschöpft, dass ich zu denken kaum noch in der Lage bin. Unwesentlich.

Von irgendwoher ruft eine Eule in die Finsternis. Es ist tröstlich. Bis sie am Morgen zum Schlafen ihre großen Augen schließt, bin ich sicher. Danach werden die ersten Stunden des Tages über meine Freiheit entscheiden und darüber, ob ich Kay wiedersehen werde.

Ich schrecke hoch, stoße mir den Kopf an der Wurzel. Erde löst sich, rieselt in meinen Nacken. Oh Mann. Irgendetwas furchtbar Wirres habe ich geträumt und ich bin mir sicher, es hatte mit Jeremy zu tun. Aber die Bilder verflüchtigen sich noch schneller als das Gefühl, dass er in Gefahr ist.

Ich krieche unter der Wurzel hervor, schüttele die Erde aus meinen Haaren und blinzele. Noch ist es zu dunkel, um die Fallen zu kontrollieren. Die Vögel jedoch zwitschern schon. Vielleicht eine Stunde noch, dann wird die Sonne aufgehen. Bis dahin bin ich mit meinen Gedanken allein.

Aber ich will nicht über Jeremy nachdenken, über dieses verdammt blöde Gefühl, ihn plötzlich in Gefahr zu glauben. Es ist besser, wenn meine Gedanken klar und analytisch bleiben, wie bisher. Emotionen darf ich mir

nicht erlauben. Noch nicht.

Um irgendetwas Sinnvolles zu tun, beginne ich meine Muskeln zu lockern, strecke mich weit zur Seite, dann nach vorn, bis ich das trockene Moos rieche, dehne alle Glieder, auch wenn ich schreien könnte vor Schmerz.

Wahrscheinlich bin ich von blauen Flecken übersät.

Die Zeit bis zum Sonnenaufgang zieht sich quälend langsam und je entschlossener ich versuche, nicht über Jeremy nachzudenken, desto mulmiger wird mir, und als die ersten Sonnenstrahlen durch die Blätter brechen, kommt mir mein Plan vollkommen idiotisch vor.

Die Ports werden mir meinen Selbstmord nicht einfach so abnehmen. Sie werden nach einer Bestätigung suchen, vielleicht eine DNA-Probe von dem Blut nehmen. Oder sie werden nach einem Leichnam suchen.

Meinem Leichnam.

Erst dann wird meine Familie in Sicherheit sein und auch Kay.

Während ich über den niedergetretenen Farn zurück zu den Fallen gehe, bin ich beinahe überzeugt zu scheitern. Am liebsten würde ich mir Wochen nehmen, wenn es sein muss, um jede Eventualität zu durchdenken. Wenn die Ports mich bisher noch nicht getötet haben, weil ihnen die reine Mannkraft fehlt, um alle Realitäten zu jeder Zeit zu überwachen, wie Sven Oskar meinte, würde mein plötzlicher Selbstmord sie nicht erst recht misstrauisch machen? Sie auf meine Fährte lenken? Oder gehen sie methodisch vor? Töten nach und nach alle Alisons aller Realitäten, die einen Marker tragen?

Allein bei dem Gedanken daran ziehen sich meine Eingeweide zusammen.

Ich bücke mich unter einem tief hängenden Tannenast hinweg und verlangsame meine Schritte. Gleich müsste ich den Bach erreicht haben.

Alle Zweifel tief in mein Herz geschlossen, schleiche ich auf Zehenspitzen zu der ersten Falle: der Grube. Gestern habe ich sie genau dort ausgehoben, wo abgeknickte Äste und niedergedrückter Farn auf eine Wildbahn hinweisen. Aber kurz darauf erkenne ich, die Gräser liegen nach wie vor ordentlich geschichtet darüber. Ich muss nicht nachsehen. Kein Tier wird

darin sein, außer ein paar Ameisen vielleicht. Was habe ich auch erwartet? Dass gleich ein Tier hineingehen wird?

Knapp hundert Schritte weiter zeigt die Steinfall am Bach das gleiche Resultat. Ich stöhne. Wenn auch in der Schlinge nichts ist, werde ich in die Zivilisation müssen, in ein Zoogeschäft oder besser gleich zu einem Schlachter, ihn notfalls mit dem Messer bedrohen, damit er mir gibt, was ich brauche: sehniges Fleisch und Blut. Gut, ich kann noch Tage hier verharren, bis ich Erfolg habe, aber langsam gehen mir die Kräfte aus. Ich brauche dringend ausreichend Nahrung und ich sehne mich nach einem richtigem Bett, einer heißen Dusche und frischer Kleidung. Nein, ich will das jetzt hinter mich bringen!

Aber als ich der Schlinge näher komme, sehe ich bereits, dass sie ausgelöst hat. Ein Tier hängt bewegungslos in der Luft und mein Herz schlägt schneller mit jedem Schritt, den ich ihm näher komme. Es darf nicht tot sein. Ich brauche frisches Blut.

Mit wenigen Sprüngen bin ich bei dem Baum, an dem die Schlinge hängt, darin ein Hase. Perfekt! Das Seil hat sich fest um seinen Bauch gezogen. Ich packe den Hasen an den Hinterläufen und trenne ihn ab. Im gleichen Moment zuckt er wild, versucht mit aller Macht, meinem Griff zu entkommen. Vielleicht ahnt er, dass er sterben wird. Doch als ich mein Messer an das weiche, graue Fell ansetze, fällt er plötzlich in eine Art Starre.

»Es tut mir leid«, flüstere ich, was die Wahrheit ist. Das Tier wird leiden, denn ich brauche zunächst seine Blase. Erst dann werde ich den erlösenden Schnitt die Kehle entlang führen, um sein Blut in das Organ laufen zu lassen, bevor es stockt.

Ich beiße meine Kiefer fest zusammen und versenke mein Messer in seinem Unterleib. Der Hase quiekt und schreit jetzt schrecklich, zuckt, strampelt, während seine Gedärme aus der Bauchhöhle platzen. Ich beiße mir in die Wange. Jede Sekunde, die ich ihn quälen muss, leide ich mit.

Keine Ahnung, wann er seinen letzten Klagelaut ausgestoßen hat, aber

seine Schreie klingen in meinen Ohren immer noch nach. Heißer Schweiß rinnt mir den Nacken runter und meine Hände sind blutverschmiert, als ich fertig bin. Auf dem Waldboden liegen Fell, Eingeweide und Knochen verstreut. Ich würgen. Meine Speiseröhre brennt von der Galle und als ich zum Bach gehe, um meine Hände zu waschen, verabscheue ich mich selbst. Nie habe ich etwas Schlimmeres getan.

Das Wasser des Bachs ist auch am Morgen noch warm. Ich wünschte, es wäre kalt. Eiskalt. So kalt, dass ich nichts mehr spüren müsste. Ich weiß, die Zeit drängt. Das Blut wird bald stocken, doch ich kratze es unter den Fingernägeln heraus, schrubbe meine Hände mit Moos, bis sie unter der Nässe weiß glänzen, aber auch da fühle ich mich noch schmutzig.

Jetzt gibt es keine Rechtfertigung mehr, mein Vorhaben weiter aufzuschieben. Wenn ich noch länger warte, ist der Hase umsonst so qualvoll gestorben. Dann wird das Blut gestockt sein, eine zähe Masse, die nicht mehr das vortäuschen kann, was sie soll: das herausgeschnittene Fleisch meiner linken Hand.

Es ist überaus wichtig den richtigen Zeitpunkt zu treffen. Ich muss die letzte, die einzige Alison auf dem Schlachtfeld sein, die ungeteilte Aufmerksamkeit der Ports haben und die von Kay. Dann bleiben mir höchstens sechzig Sekunden, um sie zu überzeugen, vielleicht aber auch nur zehn.

Zweifelnd blicke ich auf meine Handinnenfläche. Die Blutblase ist zwischen den Fingern eingeklemmt und von einem hellen Stück Fleisch überdeckt, das ich mit zwei Sehnen um die Finger und mein Handgelenk gebunden habe. Aus der Nähe betrachtet wirkt es, als sei meine Hand geschwollen, aber ich habe nicht vor, die Ports so nah an mich herankommen zu lassen. Ich schicke noch einmal ein Stoßgebet zum Himmel, obwohl ich schon lange an nichts mehr glaube, was Gerechtigkeit verspricht, dann schließe ich die Augen.

Also los ...

Regentropfen, der Hügel, das Gefühl, auf die Erde zu schlagen, erst der Arm, dann der Kopf, das Messer, das zu Boden fällt, eine Armlänge von mir entfernt, Stiefel, die den Speer in Kays Brust streifen, der Regenbogen ...

Jetzt!

Furchtbares Trampeln und Schreien stürzt auf mich ein. Der Hügel ist derart von Ports übersät, dass ich kaum noch Rasen sehe oder was ihre Stiefel davon übrig gelassen haben. Ich meine, sie müssten sofort auf mich zustürmen, aber immer neue Rufe lenken sie ab. Mit angewinkelten Armen laufen die Männer in verschiedene Richtungen, schlagen Haken, finden sich wieder zusammen, zücken ihre Stäbe, nur um sich von den unzähligen Versionen meiner Selbst wieder ablenken zu lassen.

Wie ein unendliches Echo hallen meine Rufe wider: »Hey, ihr Arschlöcher! Ich bin hier! Bin hier! Bin hier! Hier! Hier! ...«

Eine Alison prescht den Hügel hinab, direkt an mir vorbei und löst sich im Lauf auf. Eine andere erscheint wenige Meter entfernt von mir und taumelt nur noch. Eine spätere Version. Ihr gehen die Kräfte aus.

Kay! Wo ist Kay?

Ich drehe mich im Kreis, versuche mich zu orientieren.

Jetzt haben die ersten Ports mich bemerkt und beginnen zu rennen. Uns trennen vielleicht hundert Meter, nicht mehr. Panik flammt in mir auf. Ich versuche sie analytisch zu betrachten, um nicht durchzudrehen: meinen keuchenden Atem, das wild pumpende Herz, die Welle Adrenalin, die heiß durch meine Venen schießt. Zwecklos. Ohne meinen Willen steigen die Bilder in meinem Kopf auf, die mich hier rausbringen. Denk an etwas anderes. Denk an ... an ... Ich spüre schon den Sog. Nicht. Nein!

In diesem Moment löst sich eine Gruppe Ports voneinander, ich entdecke Kay und die Bilder zerfallen. Sein Kopf ist von mir abgewendet, der Speer steckt schräg in seiner Brust, wenige Meter weiter bricht eine Alison zusammen, gleich darauf eine zweite. Die Schreie werden weniger, das Echo

verhallt. Oh Gott! Gleich ist es so weit!

Ich sprinte los, rase zwischen zwei Ports hindurch und bin bei Kay. Es bleibt keine Zeit ihn zu betrachten, aber ich weiß, dass er mich wahrnimmt. Er erinnerte sich an diesen Moment.

»Hey, ihr Arschlöch-«, höre ich meine Stimme von weit entfernt und auf einmal ist es ganz still. Selbst das Trampeln der Stiefel hat aufgehört. Die Ports stehen einen Moment wie versteinert auf der Stelle. Ich reiße meinen Arm hoch, schreie: »Neeiiiiin!«

Ihre Köpfe wenden sich alle im selben Augenblick zu mir, als wären sie geistig miteinander verbunden. Du meine Güte! Wahrscheinlich sind sie das sogar, über ihren Marker. Der Gedanke erschreckt mich, aber jetzt ist nicht der Zeitpunkt, um darüber nachzugrübeln, was das für mich bedeuten wird. Ich darf nur an meinen Plan denken.

Ohne Hast steuern die Männer auf mich zu. Sie wissen, wie sehr sie mir überlegen sind. Ich gehe in die Knie, um Kays Wange zu berühren. Er ist furchtbar blass. Wahrscheinlich wegen des vielen Blutes, das er verloren haben muss. Kay bewegt sich nicht, aber seine Lider flattern. Mein Gott! Was habe ich nur vor. Ein dicker Klumpen schwimmt in meinem Magen, wo eben nichts als Leere war. Meinetwegen wird Kay zwei Jahre leiden, so sehr, dass er irgendwann nur noch den Wunsch haben wird zu vergessen, dass es mich je gab. Und das nur, weil ich ihn glauben lasse, ich sei tot. Der Klumpen wiegt schwer, wie ein Felsbrocken, der mich niederzwingt.

»Verzeih mir«, flüstere ich und balle meine Hand zur Faust, als könnte ich den Fels damit zerquetschen. Nicht noch einmal sehe ich Kay an. Stattdessen ziehe ich das Messer aus der Schlaufe meiner Hose und hole tief Luft.

»Er stirbt! Er stirbt!« Ich kreische, meine Stimme überschlägt sich und trotzdem hört sie sich unecht in meinen Ohren an. Wie aus einer billigen Seifenoper. »Ich kann das nicht mehr ...« Ich wimmere. Zu leise. »Ich kann das nicht mehr!«, schreie ich und springe wieder auf.

Die Ports haben eine Wand gebildet. Ach was. Vier Wände, die sich dunkel

und drohend von allen Seiten immer näher schieben. Noch zwanzig, vielleicht dreißig Schritte sind sie entfernt und keiner von ihnen reagiert auf mein Schauspiel.

Scheiße, verdammt! Es wird nicht gelingen. Es interessiert sie nicht einmal. Doch es ist zu spät meinen Plan zu ändern. Ich sehe einem Port fest in die Augen. Er erwidert meinen Blick ohne Emotion und schreitet einfach weiter.

»Ich kann das nicht mehr. Nicht ohne ihn!«, kreische ich und setzte das Messer an.

Kay krächzt etwas. Unwillkürlich sehe ich zu ihm. Blutblasen kommen statt Worten aus seinem Mund.

Ich setze das Messer an meine Hand, strecke sie den Ports theatralisch entgegen und steche durch das Fleisch in die mit Blut gefüllte Blase. Nur wenig dunkelrote Flüssigkeit sickert hervor. Das But ist gestockt. Scheiße, verdammt!

Die Männer sind jetzt so nah, dass ich nichts außer ihren schwarz gekleideten Körper sehen kann.

»Ihr kriegt mich nicht!«, schleudere ich ihnen entgegen.

Keine Antwort, keine Emotion. Plötzlich ist mein Gehirn nur noch davon besetzt, wie lächerlich ich wirken muss. Meine Bewegungen werden fahrig und als ich die Sehne durchtrenne, fallen der Fleischlappen und die Blase auf die Erde. So ein verfluchter Mist! Das war anders geplant. Das Stück Fleisch sollte nur blutend herabhängen, als hätte ich einen Teil meiner Hand fast abgetrennt.

Ich starre auf das Requisit am Boden, dann wieder auf die Männer. Keiner der Ports verzieht eine Miene. Sie heben ihre Stäbe. Ich kann bereits ihren Schweiß riechen und lasse mich fallen. Viel zu spät. Noch bevor ich auf die Erde schlage, ist mir klar, dass mein Plan misslungen ist. Mein Schauspiel war erbärmlich. Niemand wird glauben, dass ich mir den Marker herausgeschnitten habe und mein toter Körper in seine Zeit zurückgekehrt

ist.

Niemand außer Kay.

2. KAPITEL

SOMMER 1999

Strand Nähe Mill Valley



Meine Erinnerung trägt mich an meinen Zufluchtsort. Vielleicht bin ich in diesem Moment sicher, aber genauso sicher kann ich mir sein, die Ports erst recht auf mich aufmerksam gemacht zu haben. Falls sie wirklich systematisch alle Alisons ausschalten, die einen Marker tragen, habe ich mir mit meiner Aktion eben ein Leuchtschild umgehängt. *Hallo, ich bin die Richtige!*, blinkt darauf. Obwohl, kann das überhaupt sein? Wieso ist Oskar derart überzeugt davon, wenn es doch unzählige Alisons gibt?

Ich sehe zum Strand und meine, einen weiteren Menschen gesehen zu haben. Aber er ist wieder weg, bevor ich ihn erfassen kann. Vielleicht war ich es. Vielleicht bin ich nicht zum letzten Mal hier.

Plötzlich heult das Kind am Strand und bricht in Tränen aus. Wieso auch immer. Unsere Mutter steht auf und geht mit schnellen Schritten auf es zu.

Eigenartig. Ich entsinne mich nicht daran. Ich zucke mit den Achseln. Wahrscheinlich weil es unbedeutend ist oder zu lange her oder ... Vielleicht hat mich auch meine Verzweiflung, meine Hilflosigkeit zu diesem Moment getragen, wie ein weiterer Parameter zu den Bildern meiner Erinnerung. Womöglich spürte ich als Kind ähnliche Gefühle, weil ... weil ... meine Sandburg nicht gelang, wie jetzt mein Plan nicht aufging.

Puh! Wie es aussieht, treffe ich nicht immer genau denselben Moment bei meinen Sprüngen, was gut ist, sonst würde ich unweigerlich auf noch mehr

Versionen meiner Selbst stoßen und alles wäre noch komplizierter.

Auf der anderen Seite könnte diese Ungenauigkeit ein Risiko bedeuten. Im Augenblick jedoch ist nichts davon wichtig. Ich wüsste sowieso nicht, wohin oder in welche Zeit ich springen sollte oder warum überhaupt.

Einen Moment beobachte ich Mum dabei, wie sie das Kind hochnimmt. Mein Gott! Wie gelöst, wie jung sie aussieht. Nicht viel älter als ich. Ich kann sie kaum mit der Frau in Einklang bringen, deren Falten sich kummervoll verziehen, wenn sie sich wieder zur Nachtschicht schleppen muss. Und so sehr ich Mum vermisse, spüre ich jetzt, dass der Zauber dieses Ortes mit jedem meiner Besuche abnimmt. Wie bei einem Film, den man einmal zu oft gesehen hat.

Ich gehe auf den Strand zu, jedoch weg von meinen Eltern. Ich weiß nicht, ob sie mir nachsehen, was sie über die magere Frau mit den verfilzten Haaren in verdreckter Kleidung denken, ob sie mich überhaupt registrieren. Ich weiß nur, dass mein Leben ein Trümmerhaufen ist. Voller zerstörter Möglichkeiten.

Meine Füße tragen mich ohne Ziel immer am Wasser entlang. Was habe ich nur getan? Ich habe alles nur noch schlimmer gemacht. Kay hat den Speer in seiner Brust zwar überlebt, das weiß ich, denn Sven Oskar sagte mir, Kay wäre gleich nach meinem Verschwinden zurückgeholt und versorgt worden. Jedoch nur, um wieder Teil der Show zu werden. Der 31. Staffel von *Top The Realities*, die an Perversität nicht zu überbieten ist. Anscheinend reichte es den Zuschauern nicht mehr Menschen um ihre Existenz kämpfen zu sehen, für Kay geht es einzig um das nackte Überleben. Während ich in der warmen Sonne Kaliforniens über den Strand laufe, ist er irgendwo, irgendwann mit zig anderen Kandidaten zusammen, denen nur ein Ziel vorgegeben wurde: Töte deine Mitspieler!

Kay wird gezwungen sein zu morden, um selbst leben zu können. Zwei Jahre wird diese Odyssee andauern und in jedem Moment davon ist er der Überzeugung, ich sei tot. Und warum? Weil ich ihn zum Teil meiner

Inszenierung gemacht habe, die Ports zu der Einsicht bringen wollte, ich könnte ohne Kay nicht weiterleben. Und jetzt liegt ein Stück Hasenfleisch auf der Erde des 19. Jahrhunderts, über das sich irgendein Tier hermachen wird. Sie benötigen noch nicht mal eine DNA-Analyse, um zu wissen, dass es nicht meins ist. Ein Blick genügt, dann werden sie feststellen, dass kein Marker mit dem Fleischlappen verwebt ist. Alles umsonst.

Der Strand wird immer schmaler. Felsen ziehen sich ins Wasser, die nach und nach zu einer Steilküste ansteigen. Ich gehe weiter, über die vom Meer überspülten Steine, immer weiter bergauf, nur weil ich nicht stehenbleiben will, weil das Gefühl des Stillstands unerträglich wäre. Nichts tun zu können ist fast so schrecklich wie die Leere in mir. Nicht einmal den Felsbrocken spüre ich mehr in meinem Magen. Nur noch hohle, sinnlose Leere. Vielleicht bin ich freier als jedes andere Individuum auf diesem Planeten, doch diese Freiheit bedeutet mir nichts, solange sie mich nicht zu meinem Ziel führt.

Bald greife ich in Wurzeln, um mich hochzuziehen, spüre den scharfkantigen Fels unter meinen Knien. Schweiß rinnt durch die flache Vertiefung zwischen meinen Brüsten. Der raue Stoff der Kleidung, die ich seit Wochen trage, kratzt unangenehm und meine Haut fühlt sich wund an. Die Wahrheit ist: Ich bin so weit entfernt von einem freien Leben, wie ich es nur sein kann.

Als ich die höchste Stelle der Felsen erreicht habe, setze ich mich auf die Kante und blicke auf das Wasser. Der Himmel darüber ist wolkenlos und von einem derart intensiven Blau, dass er ohne Horizont mit dem Meer verschmilzt. Nur die glitzernde Oberfläche verrät die Grenze zwischen Himmel und Ozean. Links von mir liegt eine Bucht, ein kleines Boot ankert davor, über dem Möwen kreisen, seichter Wind streift meine Haut.

Ich hasse es! Ich hasse *Top The Realities*! Ich hasse Wum Randy, der für mich die Verkörperung des Bösen ist, auch wenn ich weiß, dass Sven Oskar mindestens genauso viel Schuld an meinem Unglück trägt. Er hat dieser Show zugestimmt, um die Auswirkungen der Zeitreisen durch Kay und mich

erproben zu lassen. Wir sind nicht mehr und nicht weniger als seine Versuchskaninchen.

Voller Bitterkeit verziehe ich den Mund. Plötzlich laufen Tränen über mein Gesicht. Ich lasse sie laufen. Wer sollte sie auch sehen? Ich weine und weine und weine ... Mit jedem Tropfen weicht mein Hass, bis nur noch Hilflosigkeit bleibt. Was nur soll ich jetzt tun? Zu meiner Familie zurückkehren? Zu Kay? Dass er nur einen Wimpernschlag von mir entfernt ist, ich lediglich an den Moment denken müsste, da ich ihn im Wald des Jahres 1852 zurückgelassen habe, macht alles noch schwerer. Doch spätestens jetzt, nachdem mein grandioser Plan gescheitert ist, gebe ich Sven Oskar Recht: Die Ports werden auf mich warten. Bei meinem Zuhause, überall dort, wo ich Kay finden könnte. Erst recht dort, wo unsere gemeinsame Vergangenheit endete und eine Zukunft möglich wäre. Und zwar im Wald des Jahres 1852. Dort hinzuspringen wäre wirklich wie Selbstmord.

Eine Zeit lang stiere ich auf den Ozean, dann werfe ich kleine Felsbröckchen ins Meer, wobei ich die Ringe beobachte, die immer größere Kreise ziehen. Kay meinte einst dazu, es sei wie bei Zeitreisen: Die kleinste Änderung würde immer größere Auswirkungen nach sich ziehen, je weiter in der Vergangenheit wir in die Geschichte eingreifen würden. Inzwischen weiß ich, dass er damit nicht Recht hatte. Nicht wirklich. Ob meine jungen Eltern mich vorhin gesehen haben oder nicht, spielt keine Rolle. Falls sie meiner gewahr wurden und sich ihr Leben dadurch verändert, ist das nur eine von unzähligen Varianten, die alle parallel zueinander existieren. Für mich ist es gleichgültig, ob ich die Zukunft durch mein Verhalten verändere. Sollte ich jemals nach Hause zurückkehren, wird die Schwierigkeit sein, das richtige Zuhause, die richtige Realität zu finden. Die Realität, die mit meinen Erinnerungen übereinstimmt. Die, in der keine zweite Alison existiert.

Die Ringe verschmelzen mit den seichten Wellen des Ozeans und ich schiebe meine Gedanken zur Seite. Stattdessen versuche ich eine Plastikflasche mit Steinen zu treffen, die sich in einem Strauch verfangen

hat, und denke an Mum und Dad und Jeremy, an Zeiten, in denen alles in Ordnung war.

Irgendwann tue ich gar nichts mehr, außer an Kay zu denken. Ich wäge alle Gefahren gegen mögliche Chancen ab. Immer wieder. Und wieder. Und als die Sonne untergeht, ist mir klar, dass ich genau zwei Möglichkeiten habe.

Erstens, ich kann mich verstecken, irgendwo in den Wäldern unterkriechen, immer wieder die Zeit und den Ort wechseln, weiterziehen, auf der Flucht sein.

Ich merke, dass dieser Gedanke für mich nicht so erschreckend ist, wie ich es erwartet hatte. Die letzten Jahre habe ich mich darauf vorbereitet. Aber wie lange kann ich so existieren? Wann werde ich eine Infektion bekommen, die sich nicht mit Zaubernuss oder sonst einer Pflanze heilen lässt? Werde ich in ein Krankenhaus gehen können? Würden die Ports es wissen, wenn meine Daten in irgendeinem System erfasst werden? Himmel! Ich besitze ja noch nicht einmal eine Identität. Keinerlei Papiere, die meine Existenz belegen. Es bliebe in eine Zeit zurückzukehren, in der solche Formalitäten keine Rolle spielen, aber da kämen einzig die Jahre 1852 und 1853 in Frage. Denn bisher kann ich nur zuverlässig an Orte und Zeiten springen, die ich schon einmal besucht habe. Aber nichts zieht mich mehr in den Wilden Westen. Und trotzdem. Ein Leben in den Wäldern wäre die sicherste und unauffälligste Möglichkeit.

Die Alternative ist so unfassbar egoistisch und gefährlich, dass ich sie eigentlich nicht mal in Erwägung ziehen dürfte. Aber mein dummes Herz überschlägt sich geradezu bei dem Gedanken, Kay wiederzusehen. Und während sich der Himmel in kitschigem Rosarot färbt, überlege ich, wie es gelingen könnte. Es müsste der Moment sein, da Kay betäubt neben dem Bären liegt, der ältesten Version von ihm. Sollte ich gleich beim ersten Versuch den richtigen Augenblick treffen, könnte ich Kays Hand nehmen und ihn mit mir in eine andere Zeit reißen, so wie Sven Oskar es mit mir getan hat, als er mir die Zukunft zeigte.

Inzwischen ist es mir unbegreiflich, wie diese Zukunft möglich sein soll. Darüber nachzugrübeln, überfordert mich restlos. Ich habe seit mehreren Tagen nichts gegessen und mich zu konzentrieren fällt mir ohnehin verdammt schwer. Entbehrungen bin ich gewöhnt, aber inzwischen scheint in meinem Gehirn nur noch Matsch zu sein. Ich brauche jedoch nicht viel Verstand, um zu wissen, wie gefährlich diese Alternative wäre. Kay zu sehen bedeutet von den Ports niedergeschlagen zu werden, wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich, noch bevor ich Kays Hand greifen kann, denn anders als zuvor werden sie mein Erscheinen erwarten.